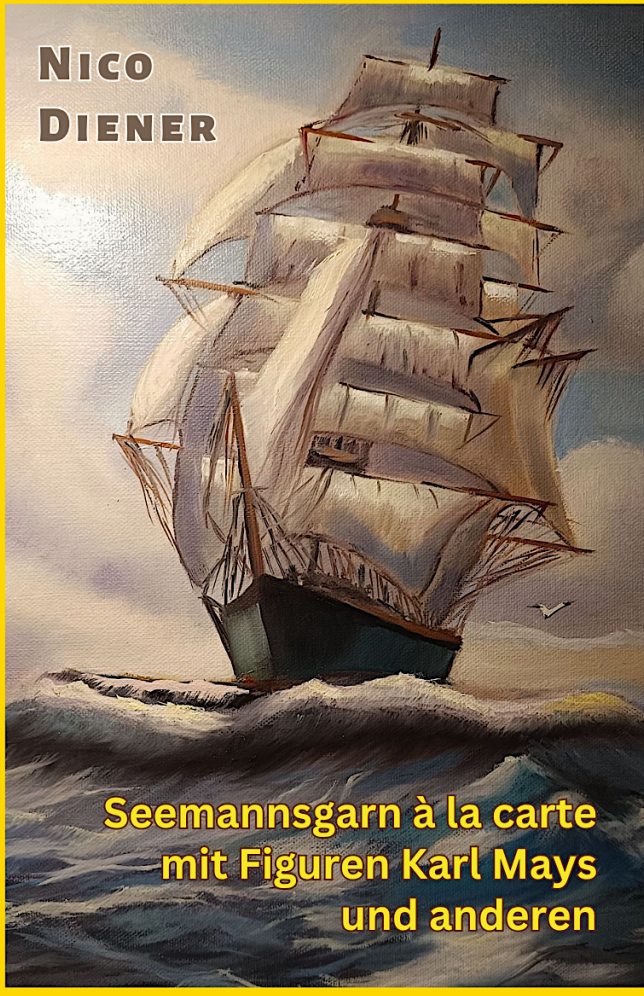
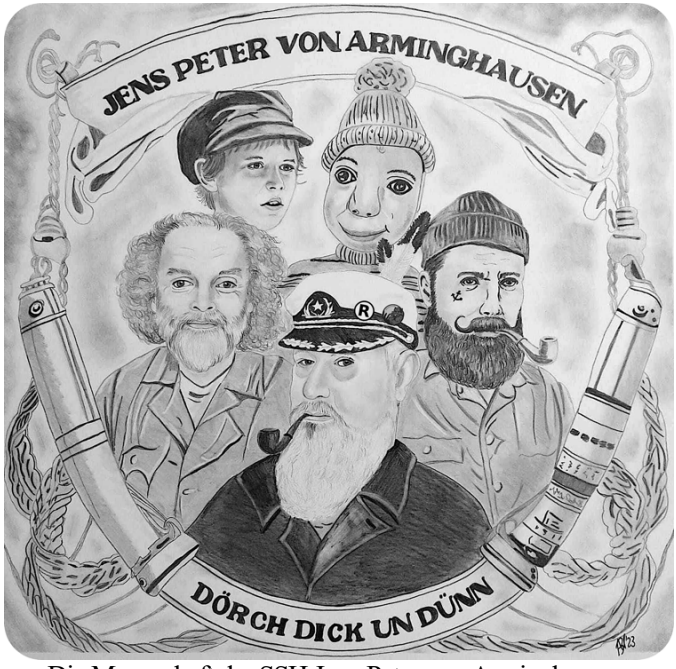


Nico Diener

Seemannsgarn à la carte
mit Figuren Karl Mays
und anderen

Alles in Budder auf'm Kudder



Die Mannschaft der SSH Jens-Peter von Arminghausen.
Von links nach rechts: Steuermann Hein Puttfarcken,
Schiffsjunge Oswin, Smutje Fiete Appelschnut,
Decksmann Kuddl Daddeldu
und meine Wenigkeit, der Käpt'n.
Gezeichnet von Alexandra Brück.

Alles in Budder auf’m Kudder

Seemannsgarn à la carte mit Figuren Karl Mays und anderen

Nico Diener

2024

Inhalt

Impressum 10
Dank 13
Inhaltsverzeichnis 14
Prolog von Werner Stief 16
Warnung! 19
Wenn die Greenhörners schlafen 21
Greenhornalarm 36
Die Verkostung 33
Fruns- und andere Lüd 51
Kloor moken 67
Schiff Ahoi 83
Mann über Bord 95
Een Fladdermann an Bord 102
53° 24′ 33″ N, 2° 59′ 8″ W (Liverpool) 109
Aufbruch in eine andere Welt 122
Mein Freund Winnetou 144
Das Razorback 152
Ein unerwarteter Gast 167
Hochzeit an Deck 178
Das Kleeblatt 194
Schöner Tag 205
Klabaudermann an Bord 218
Heroici opera – Die Heldenoper 224
Oh wie schön ist Panama 228
Intschu-tschuna 235
Hoffnung 250
I love it! – Die Äquatortaufe 272
Nika skënder-mali 289
Karambolage 293
Das du die Nase ins Gesicht behältst! 308
Morgenlicht 320
Mehr als nur ein Hilferuf 325

Garantäne 331
Amtliches 343
Nu aber wech – Abschied 353
Fußnoten 362
Die Mitwirkenden in der Reihenfolge ihrer Erwähnung 373
Die Songs 376
Weil der Käpt'n nicht zeichnen kann 378
Auszug aus: „Die rechtiche Stellung des Kap. ...“ 388
Darf man heute noch Indianer sagen? 392
Freiheit für Leonard Peltier! 395
Buchtipp 398
Deutsch oder »Gendern« bis zum Umfallen 399
Erste Meinungen 402
Vorankündigungen 413
Anzeigen 415

In Erinnerung an
Marion Manske † und Kai Klüver †
Langjährige Komparsen
bei den Karl-May-Spielen in Bad Segeberg

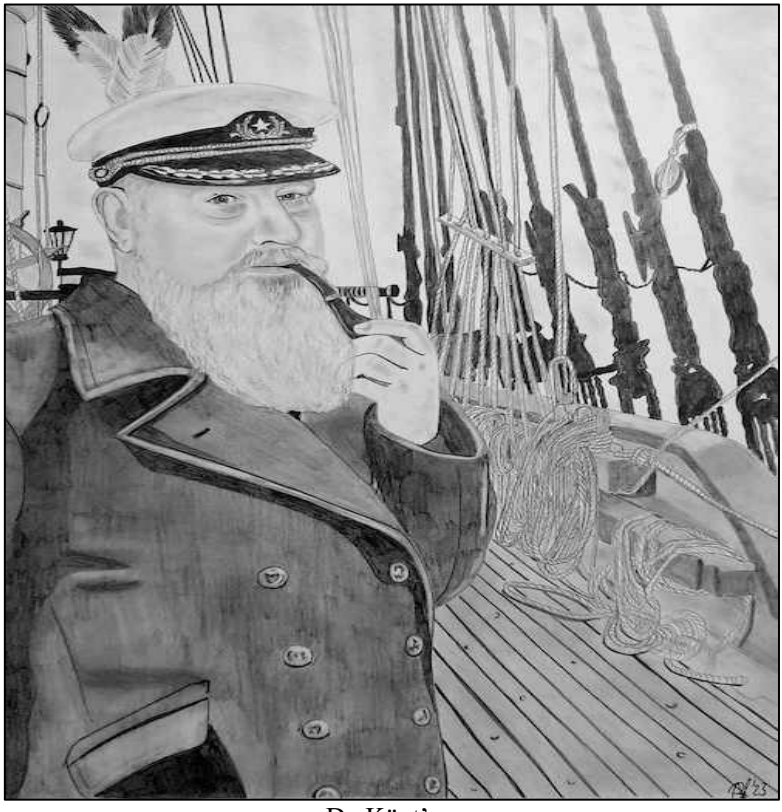
Wenn die Greenhörners schlafen

Moin Kinnings! Ein großer Teil der Karl-May-Freunde, aber auch ganz normale Menschen, kennen mich und haben immer wieder den Wunsch geäußert, mehr über mein Arbeitsleben zu erfahren, in dem sich – zu meiner eigenen Überraschung – die kuriosesten Abenteuer fast ungebändigt die Hand reichten. Ich habe schon so oft versprochen, darüber etwas ausführlicher zu berichten. Nun ist es endlich Wirklichkeit geworden, denn ich habe jetzt ein Alter erreicht, in dem "Happy Hour" ein Nickerchen bedeutet, und habe nun auch genügend Zeit, euch noch rechtzeitig – also noch vor meinem seligen und löffellosen Übertritt in die ewigen Jagdgründe – mein Versprechen sogar in Buchform erfüllen zu können. Für Obiges gibt es zwar keinen konkreten Termin, doch sollten wir alle unser ureigenstes Date mit dem Sensenmann immer im Auge behalten und erledigen, was zu erledigen ist.

Allein schon der heutige Straßenverkehr bedeutet für einen Rentner, der fast sein ganzes Leben auf schwankenden Schiffsplanken verbracht hat, eine ganz besondere Herausforderung. Aber das ist eine andere Geschichte … Ich nutze hier nur einmal schnell die Gelegenheit, um mich für das bisher in einem einigermaßen annehmbaren Gesundheitszustand verbrachte Rentnerleben zu bedanken. Der Dank ereilt mit der Herausgabe dieses Buches insbesondere meiner lieben Pflegerin Kiki Rebell, meiner Hausärztin, Frau Dr. med. C. Rosenstein, und zu guter Letzt auch der deutschen Pharmaindustrie, deren Pillen, Säfte und Seren es ermöglicht haben, dass ihr, meine lieben Leser, nun zu einem Lesevergnügen äußerster Annehmlichkeit kommt.

So, nun erst einmal nachfolgend mein Antlitz in persona, mit dem Bleistift aufs Papier gebracht von der wundervollen

Zeichnerin Alexandra, die mich nicht nur einmal bei meinen Reisen begleitet hat.



De Käpt'n.
In Szene gesetzt und mit dem Bleistift festgehalten
von Alexandra Brück.

Geboren und aufgewachsen bin ich in Kiel, der Stadt der Roten Matrosen[1]. Doch meine Vorfahren stammen aus dem legendären Nordseedorf *Rungholt*[2], das inzwischen dem Blanken Hans zum Opfer fiel und mit Mann und Maus versunken ist. Das schließt auch gleich eine Verwandtschaft mit der Figur des bekannten Kinderbuchautors Walter Moers aus, dessen Hauptfigur zwar ähnlich wie ich heißt, den

gleichen Beruf hat, aber ansonsten meine Wege nie kreuzte3. Sein Blaubär hat ein blaues Fell, während ich ein dickes habe. Ebenso bin ich weder verwandt noch verschwägert mit dem ewig grimmigen, cholerischen und tollpatschigen Kapitän Archibald Haddock, der der Feder des Autors und Zeichners Hergé entsprungen ist.

Die Bezeichnung „Blue“ in meinem Namen rührt eher von dem Zustand her, in dem ich mich zuweilen befinde, wenn ich mich mit meiner Mannschaft bei Rum und Bier amüsierte und deswegen mal wieder viel zu spät ins Bett kam. Und als Bär – ein jeder weiß es – wird auch gern ein Mann mit Vollbart und großem Bauch benannt, was auch auf mich zutrifft. Allerdings muss ich auch darauf hinweisen, dass schon meine Oma mich oft im Garten, beim Naschen ihrer geliebten Blaubeeren, erwischt hat und immer böse mit mir schimpfte. Zum einen, weil es Magenschmerzen hervorrufen soll, und zum anderen, weil sie die Früchte für ihre in der Familie sehr beliebte Blaubeermarmelade verwenden wollte. Wenn sie mich beim Naschen erwischte, war ich meist im Gesicht über und über mit Blaubeersaft beschmiert, sodass sie in ihrer Mundart ausrief: „Du Bluubeer!“. Das soll klugen Köpfen zufolge der Grund sein, weswegen sich am Ende meines Namens zwei „e“ statt eines „ä“ befinden. Die eher angelsächsische Form von „Blau“ in Form von „Blue“ soll darauf zurückzuführen sein, dass einer meiner Vorfahren sich mit einer gewissen Karry Jones eingelassen hatte, die bei der Eheschließung auf ein „Blue“ statt „Blau“ bestand. Vermutlich deswegen, damit ihre Verwandten im Vereinigten Königreich ihren neuen Nachnamen auch aussprechen konnten.

So bildete sich letztlich mein Nachname *Bluebeer*. Es kann natürlich auch sein, dass dies auf ganz andere Umstände zurückzuführen ist, deren *Fingelinschetäten*[4] sich mir bis zum

heutigen Zeitpunkt nicht einmal erschließen. Und es kann sehr gut sein, dass sich demnächst mehr Licht in das Dunkel meiner *Onomatologie*[5] einfinden wird. Ich werde dann in einem meiner späteren Werke umfassend darauf eingehen. Es empfiehlt sich also, nach dem Kauf dieser Reiseerzählung, sich noch die nachfolgenden Werke aus meiner Hand anzuschaffen und zu Gemüte zu führen! **(…)**

Mein Freund Winnetou

Der nächste Tag brachte uns eisige Winde, und während sich Kuddl, Puttfarcken, Fiete und Oswin sorgten und die Wetterlage im Auge hielten, verkrochen sich der Rest der Passagiere unter Deck.

Irgendwann in den späten Nachmittagsstunden legte sich das raue Wetter, und die Siedler kamen wieder zusammen, um meinen weiteren Erzählungen zu lauschen. Nicht nur Oswin fiel durch seinen Wissensdurst auf. Koorl hatte immer ein Büchlein dabei und machte sich Notizen.

„Sir, wäre es wohl möglich, dass ich eine Abschrift Ihrer Notizen bekomme, Mister May? Es ist für die Oxford Times, also für eine gute Sache“, fragte er höflich, aber mit einem Funkeln in den Augen, das seine Leidenschaft verriet.

„Wenn Sie möchten, Mylord[87], können Sie sich alles abschreiben. Vorausgesetzt, Sie sind der Kunst der Stenografie mächtig“, entgegnete ich mit einem schmunzelnden Blick.
„Das ist er bestimmt“, fiel der Kantor Emeritus ein, „nur mit dem Schreiben hapert es noch gewaltig.“

Ein lautes Lachen erscholl in der Runde, und die Spannung des vergangenen Tages löste sich in gemeinsamer Heiterkeit auf. Der nächste Tag brachte uns wieder eisige Winde. Während sich Kuddl, Puttfarcken, Fiete und Oswin um unsere stolze SSH Jens-Peter von Arminghausen kümmerten und für eine flotte Fahrt sorgten, hielten andere die Wetterlage im Auge oder verkrochen sich unter Deck, stets bereit, den Launen des Meeres zu trotzen.

Der Horizont blieb ungewiss, doch unser Mut und unser Zusammenhalt stärkten uns für die kommenden Abenteuer.

Die Mannschaft bei der Arbeit
Bleistiftzeichnung von Alexandra Brück

„Ach ja, – wo war ich denn gestern stehen geblieben“, fragte ich in die Runde, wartete aber keine Antwort ab und begann zugleich:

„Nach Ankunft in Roswell verließen uns die beiden Krieger und ritten voraus, um dem Stamm die Nachricht vom Eintreffen der Fremden zu übermitteln. Wir hingegen hatten

noch einen Ritt von zwei bis drei Tagen vor uns, der uns zuerst an eine seichte Stelle des Rio Pecos führte. Dort machten wir Rast, und *Klekih-petra* vermittelte uns, dass nun die Möglichkeit bestände, nicht nur unsere verschmutzte Kleidung, sondern auch uns selbst zu waschen und gründlich von allen unangenehmen Gerüchen, die sich in den letzten Monaten gebildet hatten, zu befreien.

Nach anfänglichem Protest von Fiete machten wir das dann auch und saßen in Unterhosen und Longjohns[88] am Lagerfeuer und trockneten uns unsere Klamotten.

Lagerfeuerromantik.
Bleistiftzeichnung von Kerstin Goyn.

Nach einem weiteren Tagesritt erschienen uns aus entgegenkommender Richtung drei Reiter. Zuerst erkannten wir sie nur an dem Staub, den ihre Pferde aufwirbelten, doch bald war zu erkennen, dass es sich um drei männliche Rothäute handelte, von denen zwei die Krieger waren, die uns vorausgeritten waren. Der Dritte setzte sich optisch unübersehbar von den anderen ab und ritt nun voran und uns genau in die Arme. Sein Rappe sprang vorne hoch, und der stolze Indianer winkte uns mit der linken Hand zu. Mit der rechten hielt er ein Gewehr von Gestalt, wie ich es bisher noch nie gesehen hatte. Auch seine Gesichtsfarbe war anders, als ich es erwartet hatte. Weder weiß noch rot, was ja sowieso großer Quatsch ist, eher gülden wie eine Münze in der Abendsonne. „*Klekih-petra*“, sagte Puttfarcken mit fragender Betonung. Der antwortete: „Keine Angst, mein Freund, es ist *Winnetou*!“

Wir brachten unsere Pferde zum Stehen und stiegen ab. Die Ankömmlinge taten das Gleiche, und die letzten Meter gingen alle zu Fuß, bis wir uns gegenüberstanden.

Nun stand er vor mir: *Winnetou*, von dem ich sogar im fernen Deutschland schon gehört hatte. Der Häuptlingssohn schien im Anfang der Zwanzigerjahre zu stehen; seine nicht zu hohe Gestalt war von ungewöhnlich kräftigem und gedrungenem Bau, und seine Brust zeigte eine Breite, die einen hoch aufgeschossenen und langhalsigen Decksmann, aber auch einen prachtvoll aufgerundeten Seebären wie mich in die respektvollste Bewunderung zu setzen vermochte. **(…)**

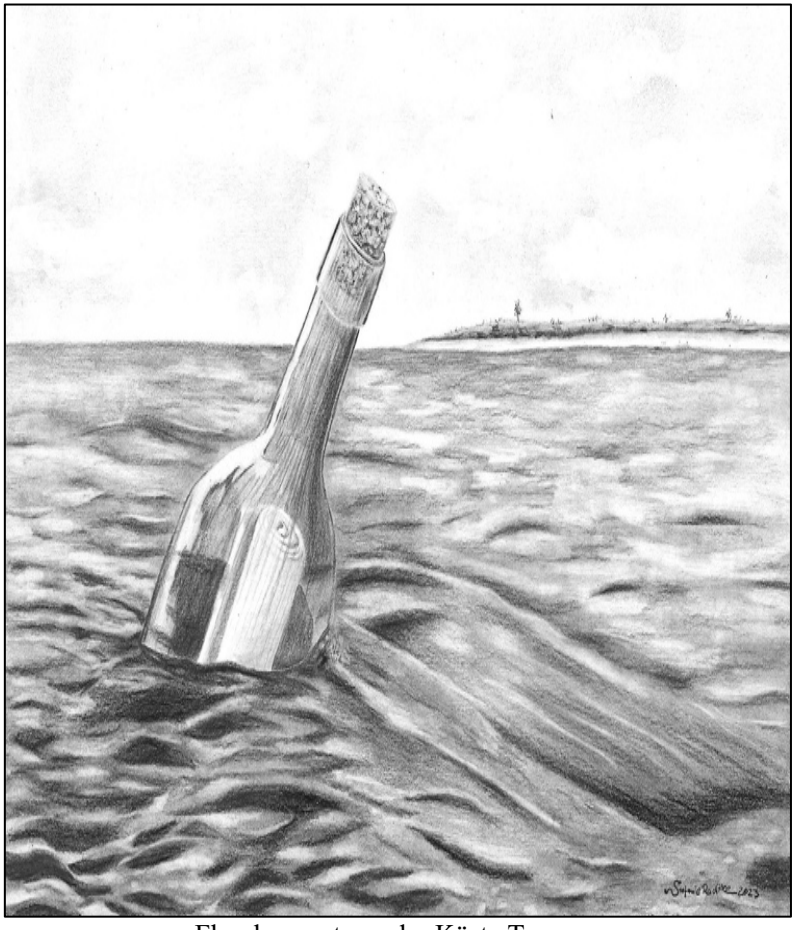
Mehr als nur ein Hilferuf

Vor der Bucht von Galveston liegen zwei, fast gleichlange, lang gezogene Landzungen, in deren Mitte sich die Hafeneinfahrt befindet. Beide Landzungen haben auf der Golfseite lange wunderschöne Strände, an deren Anblick sich die Aussiedler erfreuten und nicht schlecht darüber staunten. Die meisten von diesen, sächsischen Flachlandtirolern[145], hatten noch nie in ihrem Leben einen Strand gesehen. Ich hatte dafür keinen Blick, weil ich mich aufs Navigieren konzentrieren musste. Schon in meinem Buch *Die rechtliche Stellung des Kapitäns auf deutschen Seeschiffen mit Wind und Motorantrieb unter besonderer Berücksichtigung der historischen Entwicklung im Ganzen und im Allgemeinen*, das ich vor Jahren verfasst habe und das heute als Leitfaden eines jeden deutschen Seemanns mit höherem Dienstgrad gilt, habe ich wiederholt auf die korrekte Ausführung der Navigation als unabdinglichen Bestandteil einer erfolgreichen Reise hingewiesen. Hier nun ging es darum, nicht zu sehr in die flachen Gewässer vor dem Strand abzudriften, um ein Auflaufen[146] zu verhindern. Ohne mich unnötig loben zu wollen, muss ich sagen, dass es mir auch dort wieder einmal vorzüglich gelungen ist. Allerdings erregte ein Zwischenfall nicht nur die Gemüter, sondern zwang uns, unser Tun und Lassen sowie unsere weitere Reiseplanung grundsätzlich zu überdenken.

„Achtung Käpt'n – da ist was", hörte ich Oswin vom Bugspriet[147] herrufen.

In dem Augenblick sauste Hop Sing mit seinem Kescher steuerbords, beugte sich vorn über und ... – holte eine Weinflasche an Bord. Er hatte wohl auf einen guten Tropfen gehofft, um seine Speisen verfeinern zu können. Als er sah, dass sie leer war, wollte er sie wieder ins Meer werfen.

„Halt!“, rief Oswin und riss ihm die olle Buddel[151] aus der Hand.



Flaschenpost vor der Küste Texas.
Bleistiftzeichnung von Stefanie Radtke.

„Käpt’n, da ist was drinnen – ein Brief – es ist eine Flaschenpost!“

Es oblag mir, als befehlshabenden Kapitän, die Flasche zu öffnen, die mit einem herkömmlichen Korken verschlossen

war. Oswin tüddelte mit einem ollen Draht den Zettel raus und gab ihn mir. Auseinandergewickelt und glattgestrichen, bemerkte ich, dass ich einmal wieder meine Lesebrille nicht dabeihatte und übergab notgedrungen Koorl das Schriftstück zum Vorlesen. Schaut mal hier, was er zu lesen bekam:

Koorl holte schnell eines seiner dicken Bücher aus seiner Kajüte, blätterte eine Weile darin herum und las vor: „Channelview ist eine Gemeinde im Harris County östlich der Houston und erhielt seinen Namen, weil es an der nordöstlichen Kurve des Houston Ship Channel liegt. Der Standort von Channelview war die Heimat von Lorenzo de Zavala, einem der Gründerväter der Republik Texas. Die erste Siedlung entstand in den 1830er-Jahren. Später wurde die I & G N Railroad nahe der Stadt verlegt, sodass es zu einem steigenden Zustrom neuer Einwohner kam. Die meisten

Einwohner arbeiteten im örtlichen Sägewerk, dessen wohlhabender Besitzer sich sehr für die Umerziehung der Kinder der Wilden, zu zivilisierten gottesgläubigen Menschen, einsetzt. Die *Channelview Marie-Agnes Mahlzahn private school* wurde zu einer vorbildlichen Einrichtung."

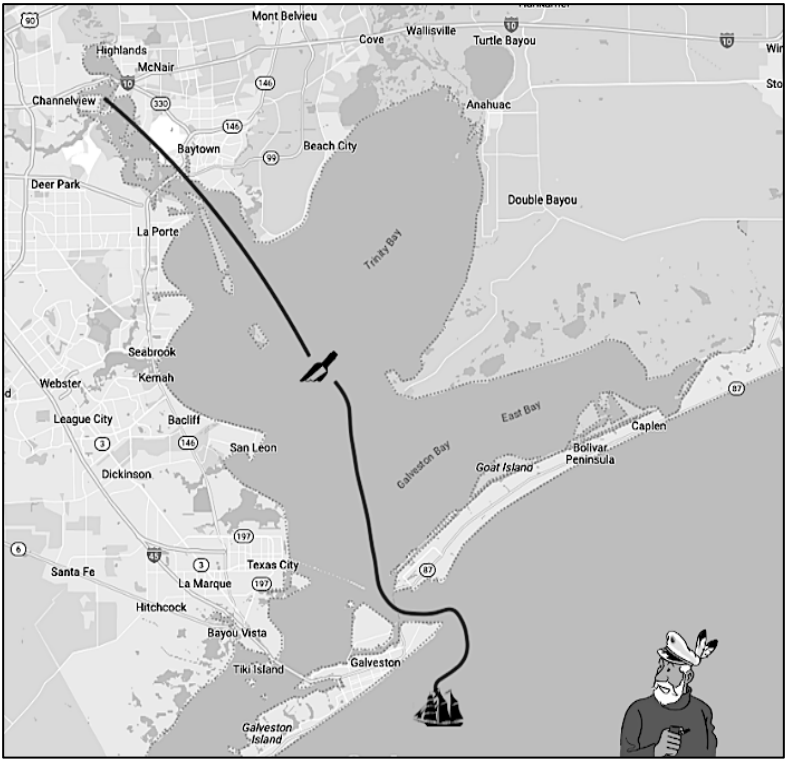
Danach herrschte erst einmal Stille um Koorl herum und er ergriff erneut das Wort: „Wenn ich es recht verstehe, haben in diesem *Channelview* wohlhabende Weiße ein Kindergefängnis errichtet."

„Ja Kindergefängnis!", rief *Dick* – „Was für eine Gemeinheit!"

Die Aufregung unter den Auswanderern war groß! Morgenlicht und weitere Indianerkinder werden gegen ihren Willen festgehalten und von arroganten Weißen umerzogen. Da passte *Archies* Wunsch, dass Oswin den Zettel noch mal in die Flasche stecken sollte und ihn dann erneut raustüddeln soll, gar nicht zu unserer Stimmung.

„Mok dien Fodo späder", sagte ich ihm mürrisch und überlegte, wie es weitergehen sollte.

Später erfuhren wir, dass es solche Umerziehungsschulen nicht nur in Texas, sondern in vielen Teilen der USA gab. Teilweise wurden die Kinder regelrecht gestohlen, besonders in den Reservaten[153] bediente man sich oft auch durch Erpressung, unter Trauer der Angehörigen, der Kinder und besonders der Mädchen. Sie kamen meist nicht zu ihrem Stamm zurück, sondern wurden an wohlhabende Farmbesitzer, Händler und andere Rassisten als billige Arbeitskräfte vermittelt. Nicht selten dienten die Mädchen, besonders in den Südstaaten, auch den Patronen der sexuellen Belustigung und wurden geschwängert.



Flaschenpost von Channelview
durch den Houston Ship Channel in den Golf.

(…)